

„Sei du dein, und ich werde dein sein“

Zu einem Wort von Nikolaus von Kues

von Corona Bamberg OSB

Wie kommt der Mensch in eine gute Beziehung zu sich selbst? Die Benediktinerin und geistliche Schriftstellerin Corona Bamberg betrachtet Erfahrungen und Überlegungen des Nikolaus von Kues († 1464) auf dem Hintergrund aktueller Hoffnungen und Nöte. Aus dem Gespräch mit dem spätmittelalterlichen Kardinal ergeben sich Einsichten, wie menschliches und gläubiges Leben im 21. Jahrhundert gelingen kann.

IM SCHWEIGEN DER BESCHAUUNG hört Nikolaus von Kues Gott sagen: *sis tu tuus* – „sei du dein!“ (*De Visione Dei* 7). Was hört er da? Vermutlich nicht, was ein Mensch des 21. Jahrhunderts hören würde, falls er betete. „Sei dein“ hieße für ihn zuerst: Ich muss wissen, wer ich bin. Der Cusaner dagegen hört *Gott* sagen: „Sei du dein“. Gott ist hier Subjekt, nicht der Mensch. Wie kommt Nikolaus von Kues zu diesem Rollentausch?

„Wer bin ich?“ ist eine menschliche Urfrage. Heute scheint sie epidemisch geworden zu sein, und die Suche nach einer Antwort beschreitet vielerlei Wege. Oft soll die Selbstanalyse helfen, möglichst unter fachkundiger Anleitung. Viele fixieren sich auch auf den Eindruck, den sie auf andere machen. Das verunsichert oder bestätigt – je nachdem. Manche „zelebrieren“ sich selber, weil sie sich so gut finden. Oder sie lehnen sich ab bis zum Selbsthass, weil sie nicht dem Ideal ihrer selbst entsprechen. Das kann sich steigern bis zur Selbstzerstörung. Alfred Döblin stellt es in seinem Werk wiederholt dar. In „Hamlet oder die Nacht geht zu Ende“ erzählt der psychisch schwerkranke Edward, wie er am Teich einen Löwen sieht und in ihm sein Ebenbild erkennt. Tödlicher Hass packt ihn, er springt ihm an die Gurgel und ertrinkt zusammen mit ihm. Auch wo Abneigung gegen sich nicht zur Selbstvernichtung führt, kann sie doch das ganze Leben vergiften. Man kommt nicht mit sich zurecht. So ist man nicht „sein“.

Wie die religiöse Situation auch vieler (noch) gläubiger Christen heute ist, meint Hermann Hesse zu wissen, wenn er über den bürgerlichen Menschen

schreibt: „Nie wird er sich aufgeben, weder im Rausch noch in der Askese, nie wird er Märtyrer sein, nie in seine Vernichtung einwilligen – im Gegenteil, sein Ideal ist nicht Hingabe, sondern Erhaltung des Ichs“.¹ Damit hat der Cusaner offensichtlich nichts zu tun. Wie aber? Will er nicht auch eine „Erhaltung des Ichs“? Was hat er also heutigen ich-verliebten Menschen zu sagen? Es gibt freilich auch Menschen, die Ja zu sich sagen, ohne in sich verliebt zu sein. Wie sieht so einer aus?

Ja zu sich selbst

Wer sich bejaht, ist meist gelassen und gütig. Er kann lieben, kann trösten und getrost Abschied nehmen. Es ist ihm anzumerken, dass er sich verzeihen hat und mit sich versöhnt ist. So kann er auch anderen verzeihen. Er ist heiter, auch und gerade im Alter. Anders als einer im „vollen Saft“ hat er vieles hergeben müssen. Er hat es nicht festgehalten, im Loslassen hat er sich „leichter“ gemacht. Er fragt nicht mehr ängstlich nach dem Eindruck, den er macht, auch nicht nach dem Einfluss, den er vielleicht ausübt. Gern würde er von seinen Erfahrungen weitergeben, aber er drängt sich nicht auf. Die anderen, die Jüngeren, müssen ihren Weg selber finden. Das akzeptiert er ohne Bitterkeit. Würde jemand ihm sagen: „Du bist so selbstlos“, wäre er erstaunt. Er achtet nicht darauf, die anderen merken es.

Selbstlosigkeit ist gerade nicht das Gegenteil von Selbstbesitz. Vom Selbstlosen kann paradoxerweise am ehesten gelten, dass er „sein“ geworden ist. Das klingt widersprüchlich, aber es ist so. Gerade indem einer sich nicht ständig beobachtet, ist er sich losgeworden. So kann er in einem ganz positiven Sinn als „sachlich“ gelten. Das meint nicht berechnende Kühle, sondern Nähe zum Wirklichen. Ein solcher Mensch träumt nicht am helllichten Tag. Und so träumt er auch nicht mehr sich selbst, sei es in himmlischen oder höllischen Träumen. Er sieht sich, wie er tatsächlich ist, und hat dabei eine seltsame Freude entdeckt. Sie zeigt sich darin, dass er lächeln kann. Ein solcher Mensch ist bei sich zuhause.

Der Beter Nikolaus hört in schweigender Beschauung Gott sprechen, Ihn, den er von sich aus nicht finden, nicht sehen kann. Gott muss zuvor den Beter finden und sehen. Das ist entscheidend. Dieser Ansatz ist grundverschieden von heutiger Fragestellung. Der Cusaner lebte im 15. Jahrhundert (1401–1464), noch vor der Aufklärung. Er lebte auf der Schwelle zur Neuzeit, aber noch nicht in ihr. Seine Perspektive war daher nicht die heutige.

1 Zitiert bei Gisbert Greshake, Vorwort zu Jacques Lacarrière, *Die Gottesnarren. Aus dem Leben der Wüstenväter*. Innsbruck 2004 (vgl. die Besprechung in EuA 82 [2006] 464f; Anm. d. Red.).

Die Worte, die er Gott in den Mund legt, sind nur zu verstehen von ihrer Fortsetzung her: *et ego ero tuus* – „und ich werde dein sein“. Nikolaus hat zu keiner Zeit isoliert sich selbst, also das Ich des Menschen, im Blick. Er geht von Gott aus und mündet in Ihn. Der ganze Satz ist hingeordnet auf Gott, der sich Seinem Menschen übereignet. Ohne die Zusage Gottes „ich werde dein sein“ läuft für den Cusaner die Aufforderung an den Menschen „sei dein!“ ins Leere. Warum stellt er dann aber diesen Imperativ voran? Wohl, um die aktive Rolle des Menschen und seine Freiheit zu betonen, die bei der Begegnung und Vereinigung mit Gott ins Spiel kommt. Der Mensch kann sich in Freiheit hinsammeln auf das, was der Schöpfer ihm eingepägt hat. In den Worten der Überlieferung ist dieser Bezugspunkt das Ebenbild Gottes vom Morgen der Welterschaffung an: „Lasst uns Menschen machen als unser Abbild, uns ähnlich“, heißt es im Buch Genesis (1,26). Dem entkommt kein Mensch, so sehr er sich auch dagegen sträuben mag. Wohl kann er das Abbild verstellen, ja es bis zur Unkenntlichkeit entstellen, sich selbst und anderen. Dann bleibt er aber ein Leben lang auf der Suche, er bekommt nicht heraus, wer er eigentlich ist. Er setzt gerade da an, wo er sich nicht erkennen kann, auch nicht mit noch so heftigen Anstrengungen. „Wer bin ich?“ bleibt dann die offene Frage, und unerreichbar ist schon das Etappenziel: „Sei du dein!“

Selbsterfindung

Eine Rundfunksendung vor einiger Zeit stand unter dem Titel „Selbstfindung – Selbsterfindung“. Jeder Ich-Umkreisung droht Selbsterfindung. An der derzeitigen Flut von Autobiographien lässt sich das ablesen. Solche Lebenserinnerungen sind gewöhnlich nicht frei von Selbsttäuschungen. Man erfindet eine Dramatisierung, reichert die Erinnerung an mit tragischen oder traumhaften Vorfällen, die gar nicht stattgefunden haben. Wem das gefundene Selbst nicht genügt, der erfindet eines.

Was kann von solcher Selbsttäuschung oder Selbsterfindung befreien? Wohl nur ein Blick, den der Mensch auf sich gerichtet weiß, ein guter Blick, der ihn sieht und erkennt. Drastisch meinte eine Publizistin, für sie gelte: „Ich bin ich, weil mein kleiner Hund mich kennt“. Erst recht gewinnt Leben, wenn ein Mensch ansieht und kennt. Er muss nicht immer nur sich selbst reflektieren. Er hört damit auf, nur sich interessant zu sein, denn er lebt ja im Blick dessen, der ihn sieht. Wer gesehen wird, ist nicht mehr sich selbst Objekt. Es genügt ihm, gekannt zu werden, vor allem, wenn es mit Achtung oder gar mit Liebe geschieht. Dann „hat“ er sich, er ist „sein“ im Blick des anderen. So lässt sich eher begreifen, was der Cusaner im Gebet Gott sprechen hört: „Sei du dein, dann werde ich dein sein.“ Es geht nicht um chronologisches Nacheinander, sondern um existentielle Rangordnung. Es geht um Würde, die sich Gottes Blick verdankt.

Eine Art von Ichvergessenheit suchen persische Derwische im Sema, im rituellen Drehtanz. Sie suchen die Einheit Gottes mit der Welt, indem sie im Rausch, in der Ekstase das Ich verlassen. „Nicht du bist es, der sich dreht. Das Ego fliegt davon.“ Ganz anders ist es mit dem Gott Jesu Christi. Er schenkt sich einem, der sich unter Seinem Blick vergisst, aber so zu seinem wahren Ich erwacht. Wie die Blume, die im Dunkeln unsichtbar bleibt, erst im Licht sichtbar wird, so etwa ergeht es dem Menschen im Licht des göttlichen Angeschaut-Werdens. Verheißen sei uns, sagt Augustinus, *videntem videre* – „den Sehenden zu sehen“². Der göttliche „Sehende“ macht jede Selbsterfindung überflüssig und unmöglich. Statt ihrer geschieht „Selbstfindung“: Der Mensch wird „Gottes Augenblick“ (Heinrich Schlier). Im Blick Gottes entdeckt er das Mysterium, dass der Schöpfer ihn als Sein Ebenbild erkennt. So kann er sich ohne Abstrich bejahen.

Sich Gottes Blick und Wahrheit ausliefern

Wer geliebt wird, lebt immer auf Gott hin und in Gott. Es gibt kein tieferes Glück. Im Blick darauf heißt es in einer Deutung der Dichterin Ingeborg Bachmann: „Sie hatte wohl eine Liebe erfahren, die mehr ist als Erotik und Sympathie und Gleichklang der Herzen, um deren Verlockung und Dynamik auf das Vollkommene hin spüren zu können“³. Weit mehr Menschen als sie selbst es wissen verspüren diese Dynamik auf das Vollkommene hin. Ingeborg Bachmann könnte ihnen aus dem Herzen sprechen. Für sie ist das Vollkommene, die reine Größe ein Ziel, „das freilich, wenn wir uns nähern, sich noch einmal entfernt“⁴.

So behutsam sollten Christen reden, wenn sie über das sprechen, was sie – vielleicht – unter Gottes Blick erahnen. Im Sich-Nähern entfernt sich das Ziel „noch einmal“. Und doch geschieht hier eine so gewisse Erfahrung des Glaubens, dass sie überzeugt und befähigt zum Bezeugen. Man möchte, dass sie auch anderen hilft, und stammelt dann davon, wie Gott einen angesehen und dadurch vom tyrannischen Ich befreit hat. Es ist der Blick, den der gefesselte Jesus auf seinen Apostel wirft. Petrus erwacht zu sich selbst und also zu seiner Sünde wie zur Liebe. Jesus liebt ihn, das begreift Petrus unter diesem Blick. Aber er weiß auch, dass *er* lieben kann – unter seinen Tränen zerschmilzt die Blockade des Ich. Wer weint, kann befreit tiefer erkennen. Und umgekehrt: Wer tiefer erkennt – sich selbst in seiner Abgründigkeit und die Liebe, die ihn nicht aufgibt –, der

2 Sermo 69,2.– So ist auch der Titel *De visione Dei* von Nikolaus von Kues zu verstehen: „Vom Sehen Gottes“, als nicht: „Von der Gottesschau (des Menschen)“.

3 Friedrich Wulf, *Gott begegnen in der Welt. Erfahrungen des Glaubens*. Würzburg 1988, 148.

4 *Die Wahrheit ist dem Menschen zumutbar. Essays, Reden, kleinere Schriften*. München 1981, 301.

kann ein wenig so lieben wie sein Herr und Gott. So wird er im Lieben „sein“, und der Gott der Liebe gibt sich ihm zu eigen: *et ego ero tuus*.

Ganz anders das falsche Selbstbewusstsein. Viele verfallen ihm und merken lange nicht, wie geschickt sie ihre Lebenslüge tarnen. Sie machen sich und anderen etwas vor. Damit verdecken sie ihr wirkliches Gesicht, verstellen sie vor sich selbst ihren wahren Kern – bis sie schwer erkranken an einer Krankheit, die bei frühchristlichen Mönchen *acedia* heißt. Damit ist eine schwere innere Lähmung gemeint, eine totale Verdrossenheit, eine Unwilligkeit, weiterzuwachsen und der zu werden, der jeder nach dem ewigen Plan sein soll. Ein untrügliches Symptom dieser fiebrigen Erkrankung ist die Ohnmacht bis ins Mark. Der Mensch ist dann in nichts mit sich identisch, er ist in keiner Hinsicht „sein“.

Wie kann diese Krankheit geheilt werden? Wie kann einer die Wahrheit über sich selbst finden? Dazu braucht es wohl eine Radikalkur. Sie besteht darin, dass der Mensch sich Gott und Seiner alles durchdringenden Wahrheit ausliefert. Anders gesagt: Er muss in eine Wüste gehen. Er muss in dieser Wüste die Frage, die das eigene Ich geworden ist, vor Gott aushalten und nicht von der Hoffnung lassen, dass so das Ich-Fieber geheilt wird. Meister des geistlichen Lebens wussten seit je, dass dies einem Sterben gleichkommt. Pascal drückt es in einem „Gebet um den rechten Gebrauch der Krankheit“ so aus: „Ich lobe dich, dass Du ... im Hinblick auf mich alle Dinge zerstört durch die Schwäche, in die Du mich versetzt hast“.⁵ Wer diese Schwäche nicht aushält, nicht an ihr stirbt, findet keine Heilung, kein neues Leben, keine Identität.

Entscheidend ist, dass ich mich nicht um jeden Preis als mit mir identisch erkennen *will*, dass ich verzichte auf jede Art von gieriger Selbstanalyse und Selbstverwirklichung. Niemand kann unmittelbar sehen, wer und wie er ist. In der Ohnmacht mit sich geschehen lassen von Ihm her, der sieht und durchkreuzt bis zur Durchkreuzigung, das ist es, was hier helfen kann – auch wenn es lang dauert. Wenn es aber eines Nachts zu tagen beginnt, dann ist Zeit zum Aufatmen. Dann zerreißen die Hüllen vor dem lebendigen Bild Gottes in mir, und ich darf staunend die Schönheit schauen, die ich in Seinen Händen bin, in diesen Händen, die mir mich selber schenken.

Recht verstandene Selbstverwirklichung

Es dürfte deutlich geworden sei, wie verhängnisvoll die Anleitung war und ist, das Ich „abzutöten“. Vor allem im 19. Jahrhundert wurde sie bis zum Überdross praktiziert. Das Ich sei von vornherein schlecht, wurde gelehrt, Selbstverleugnung kompromisslos großgeschrieben. Selbstliebe war auf jeden Fall verdächtig. Wer Jesus nachfolgen wollte, musste sich verleugnen, sich gar hassen oder

⁵ *Abrégé de la vie de Jésus Christ*, 607.

doch Nein zu sich sagen. Die bereits erwähnte Gegenreaktion bei Hermann Hesse⁶ spricht heute vielen aus der Seele. Gilt nicht in der Tat auch für Christen, dass sie in recht verstandener Selbstverwirklichung ihr „Ich erhalten“ müssen? Die notorisch Selbstlosen dagegen, wirken sie sehr geglückt? Sind sie nicht oft depressiv, verkrampft, eben nicht froh, wie man es von Erlösten erwarten möchte? So fiel und fällt man ins andere Extrem. „Askese“ und ähnlich strenge Begriffe haben durchweg einen schlechten Ruf.

Allerdings stimmt es so auch wieder nicht. Mit gutem Grund wird heute betont, wie entscheidend für gelingendes Menschenleben das rechte Verhältnis zu sich selbst ist. Der Mensch muss seine Wahrheit entdecken, und das heißt: Er muss sich in den Blick nehmen, wie er wirklich ist. Das ist schwer. Döblins „Löwe“ liegt auf der Lauer.

Immer ist die Wahrheit des Ich zwiespältig. Niemand ist hundertprozentig großartig, keiner völlig schlecht. Die Wahrheit des Ich lässt sich letztlich nur unter dem Blick der Liebe ertragen. Nur wenn mich ein anderer annimmt, kann ich „mein“ sein. Absolut gilt das von Gott, der mir entgegenblickt, der die Liebe ist. Das ist die Botschaft eines nicht pathologischen Christentums. Wenn Gott sich mir zuwendet – Er hat es nicht nur im allgemeinen, sondern ganz persönlich in Jesus Christus getan –, kann ich mich lieben; gerade dort, wo ich erkenne, wie sehr ich Sein Erbarmen brauche. Im Blick Seiner Liebe ist Sein Erbarmen nicht mehr unerträglich, sondern „gütig“, ja „süß“, wie es der Psalmist weiß (Ps 109,21). Dann halte ich mich Ihm hin, damit Er mich ganz durchdringe wie die Sonne das Erdreich; ich scheue nicht mehr davor zurück, von Ihm durchschaut zu werden. So komme ich zu meiner Wahrheit, so kann ich „mein“ werden, und so wird Er „mein“. Angelus Silesius weiß es, wenn er schaut und dichtet:

*„Kein Ding ist hier noch dort,
das schöner ist als ich,
weil Gott, die Schönheit selbst,
sich hat verliebt in mich.“*

Sr. Corona Bamberg
*1921, Dr. phil.; seit
1945 Benediktinerin
von Herstelle; Studi-
um der Altphilologie,
Germanistik und
Philosophie in Berlin;
seelsorglich und wis-
senschaftlich tätig;
1971–75 Mitglied der
Würzburger Synode;
Vorträge, Veröffent-
lichungen, u.a. Was
Menschsein kostet.
Aus der Erfahrung
des frühchristlichen
Mönchtums gedeutet
(1971, Neuausgabe
2001).

⁶ Vgl. Anm. 1.